

# Sonntagsblatt

Wöchentlich erscheinende  
illustrierte  
belletristische  
Unterhaltungs-  
Beilage.

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz —  
Die ganze Welt heut nicht dafür Ersatz!  
Ein Kleinod ihr's von seltner Wunderkraft,  
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft.  
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz —  
Einmal gebrochen — wird's nie wieder ganz.  
Fr. Bodenstedt.

## Blutende Wunden.

(4. Fortsetzung.)

Erzählung aus der Jetztzeit von A. Wilken.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte eine traurige Mission zu erfüllen, wohl die schwerste ihres Lebens. Sie sollte ihrer über alles geliebten Enkelin den Todesstoß versetzen. Und doch wußte sie, daß der Stoß weniger schmerzhaft sein würde, wenn er von ihrer Hand kam, wünschön es eine tiefe, klaffende, blutende Wunde abgeben würde.

... Ehard raste dahin. Jetzt erst ward es ihm ganz klar, wie viel ihm genommen war; jetzt erst fühlte er so recht den Abschied von seinem schönen herrlichen Liebesträum.

In ihm starb etwas in dieser Stunde. Das Jugendfeuer erlosch, die Hoffnung, ja selbst der Schmerz.

Das Leben war unerbittlich, aber man mußte damit rechnen.

Und Ehard von Leuen rechnete damit und sagte sich, er wolle den Rat der Pastorin befolgen; es war das einzig Richtige. Er wollte sich das herrliche Gut retten, Adlene nahm er mit in den Kauf; aber er würde ihr ein unerbittlich strenger Richter sein.

Sie, die Zerstörerin seines Glückes, sollte es erfahren, einen Mann um sein Glück betrogen zu haben. Sein Gesicht war wie aus Erz gemeißelt, die Augen blühten kalt, grausam, herrlich. Seine Hand ruhte fest auf dem Degenknäuf, als er das Telegramm an seinen Onkel aufgab.

„Bitte alles zu ordnen. Komme morgen. Habe gerade noch einen Tag. Auf kirchliche Trauung verzichte. Ehard.“

„Ich wußte es ja,“ kicherte der verbissene Gutsherr.

Er gab Herrn Brand Befehl, alles Erforderliche zu einer Kriegstrauung vorzubereiten. Der Standesbeamte sollte nach Grünhalbe bestellt werden, sobald man die genaue Stunde angeben konnte.

Adlene von Leuen schmückte sich zu der standesamtlichen Trauung. Ein weißes Boilelleid umfloß ihre junonische Gestalt, hob ihre herrlichen Körperformen und drückte der ganzen Erscheinung den Stempel von etwas Göttlichem auf.

Auf ihren Wangen lag das Rot der Erwartung. Erwartung leuchtete aus ihren Augen, die belebt durch die Freude, dem Ziel ihrer Wünsche nahe zu sein, einen warmen Glanz ausstrahlten.

Sie war so schön, man konnte sich nicht satt sehen, und die beiden Brands standen vor diesem von der Natur so unendlich verschwenderisch ausgestatteten Weibe in stummer Bewunderung.

Das freute Adlene; sie ließ sich gern bewundern.

„Ich gefalle euch?“ fragte sie, einen koketten Seitenblick in den Spiegel werfend. „Ich werde auch ihm gefallen, daran zweifle ich keinen Augenblick.“

„Natürlich wirst du ihm gefallen,“ stimmte Frau Brand in voller Überzeugung bei. „Und ihr werdet sehr, sehr glücklich werden.“

Am frühen Morgen um dieselbe Zeit, wie ein paar Tage vorher, war Ehard von Leuen angekommen. Doch trotzdem nur wenige Stunden zwischen der ersten und zweiten Ankunft



Der erste weibliche Schornsteinfeger.

ist in der Stadt Semil in Böhmen tätig. Fräulein Dolensky übernahm die Arbeit ihres Bruders, der jetzt im Felde steht.

lagen, war es doch ein Anderer, der vor dem alten Leuen stand. Ehard's unbewegtes Gesicht mit dem kalten harten Blick in den einst so sonnigen warmen Augen zeigte keine Spur des inneren Aufruhrs. Er hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit, die Gegenwart war für ihn wertlos, sofern es seine Person anbelangte, er war nur noch Offizier in dem Heere Seiner Majestät des Kaisers.

Er kannte seinen Wert, war ein Mann mit festem Willen. Dem alten stiechen Gutsherrn imponierte sein Neffe mit einem Male gewaltig. Das war nicht mehr der Junge, der stets bereitwillig und freundlich sich ihm untergeordnet hatte, obgleich er auch dieses Mal sich gefügt; aber es geschah diesmal in einer Weise, die jeden Einwand, jedes Begütigen ausschloß. Indem er den Willen des Kranken erfüllte, war er hier der Herr. Und als Herr stand er vor dem abgestumpften, halb blöden Manne, den das Gefühl seines völligen Verlassens seinem künftigen Neffen gegenüber überkam.

Besonders der letzte Tag hatte ihn stark mitgenommen und er war froh, die Sache, die ihn jahrelang gequält und geängstigt hatte, endlich erledigt zu sehen.

Zu zwei Uhr war der Standesbeamte herausbestellt, doch hatte Ehard von Leuen darauf gedrungen, daß ein Kontrakt vorher gemacht werde, der ihn in alle Rechte des Besitzes auf Grünhalde einsetzte.

Der Alte war völlig willenlos. Nur nicht noch einmal solche Aufregungen, jetzt endlich Frieden.

So hatte Krishan den Justizrat mit dem Fuhrwerk holen müssen und hinter verschlossenen Türen war dann ein regelrechter Kontrakt zustande gekommen, wie Ehard ihn gewünscht hatte.

Brands hatten vor Mut gekocht, daß da etwas hinter verschlossenen Türen verhandelt wurde, wozu man sie nicht hinzu gezogen. Ja, sie hatten Feuer und Flamme förmlich gespielt, doch Adlene hatte beruhigend gesagt: „Laßt die da nur verhandeln, was sie wollen. Ich bin die Herrin, und er zieht in den Krieg. Was wollen wir uns mit dem Später Sorge machen? Wir bleiben hier.“

Sie hatte recht, und Brands glätteten ihre wutverzerrten Züge, und zeigten wieder das gleichmäßige Gesicht, das man gewohnt war, an ihnen zu sehen.

Man hatte an diesem Morgen nicht gemeinsam den Kaffee auf der Terrasse eingenommen. Überhaupt hielt sich Adlene ganz zurück. Ehard sollte zu ihr kommen, sie zu begrüßen; und er kam, nachdem der Justizrat mit seinem Schreiber das Gut verlassen hatte.

Da hatte er ihr eine formelle Verbeugung gemacht und gesagt: „Du bist einverstanden mit diesem Handel, wie ich höre. So wollen wir das Beste daraus machen.“

Dabei war eine so eisse Kälte von ihm auf das blendend schöne Weib übergetrahlt, daß es Adlene gefröstelt hatte.

Er hatte sich nicht länger bei ihr aufgehalten, doch glaubte sie bemerkt zu haben, wie sein Blick prüfend, wie abwägend, etwas länger auf ihr gehaftet, als nötig gewesen.

Und diesen Blick, der seine ganze Verachtung gegen die Kusine in sich barg, hielt das eitle Mädchen für Bewunderung.

Dem sie war schön, sinnbetörend schön, das wußte sie. Noch nie war ein Mann von ihrer Schönheit unberührt an ihr vorübergegangen; wie sollte Ehard seinen Blick dafür haben?

Sie war trotz seiner Kälte voller Vertrauen für die Zukunft, wenn schon sie viel darum gegeben, er hätte sie schon heute in seine Arme genommen. Er hätte unter ihren Küßen wohl warm werden sollen. Kannte sie doch ihre Macht.

Im großen Brunksalon fand die standesamtliche Trauung statt. Es waren ein paar Gäste geladen, damit der Tag nicht so ohne Sang und Klang verlief. Zwei Gutsbesitzerfamilien aus der Umgegend und ein paar Freundinnen von Adlene aus dem kleinen Städtchen.

Es herrschte, trotzdem Ehard das Ganze mehr als Trauerfeier empfand, dennoch eine gewisse Heiterkeit in dem kleinen Kreise.

Freilich, die Zeiten waren böse, man konnte den tiefen Ernst des jungen Ehegatten gar wohl verstehen. Auch brachte man dieser überstürzten Trauung genügendes Verständnis entgegen. Daß der alte Leuen noch alles vor seinem Tode unter diesen tief einschneidenden politischen Verhältnissen geregelt zu sehen wünschte, war begreiflich.

Adlene war ganz frauenhafte Weichheit und lebenswürdige Hingabe. Auch lag etwas Würdevolles in ihrer Haltung. Die Würde der Herrin.

Um drei Uhr war zu Tisch gegangen worden; es wurden viele Reden gehalten, erste und heitere, Reden mit politischem Hintergrund, auch welche mit leicht versteckter, etwas anzüglichen Witzeleien.

Um vier Uhr fuhr der Wagen vor, Ehard an die Bahn zu befördern, denn sein Zug ging gegen fünf Uhr, und sein Urlaub war abgelaufen.

Adlene brachte den jungen Gatten an die Bahn.

„In einer Stunde bin ich wieder da,“ sagte sie lebenswürdig zu der Gesellschaft.

Gewiß, sie solle nur gehen, man war hier ja bekannt, hieß es, und so ein junges Ehepaar will auch noch ein Stündchen für sich allein haben.

Ehard hätte Einspruch gegen die Begleitung erheben können, doch wollte er kein unnötiges Aufsehen erregen, auch drängte es ihn, Adlene mit seinen Befehlen als Herr und Gebieter bekannt zu machen.

Nachdem Adlene sich im Fond des Wagens niedergelassen hatte, setzte sich Ehard von Leuen ihr gegenüber, um dadurch die Grenze zu markieren, die er zwischen sich und ihr aufrecht zu erhalten wünschte.

Adlene wurde blaß. Sie hatte sich von dieser Fahrt so viel versprochen. Eine leichte Annäherung mußte, wenn man ganz unter sich war, zustande kommen, und wäre es auch nur ein freundliches Hand in Hand sitzen gewesen. Sie hätte so gern, bevor er ging, eine geringe Zärtlichkeit von ihm empfangen mögen, doppelt und dreifach würde sie sie zurückgegeben haben. Doch er saß da vor ihr mit einem harten kalten Gesichtsausdruck, wie sie ihn nie an ihm gesehen. Das war kränkend.

„Ehard,“ flüsterte sie, „wann und wie werden wir uns wiedersehen?“

„Das steht in Gottes Hand,“ entgegnete Ehard kalt. „Einstweilen fehlt uns jeder Überblick. Die Zeiten sind dergestalt ernst, daß jedes persönliche Gefühl schweigen muß. Und außerdem, Adlene, brauchen wir uns ja kein X für ein U zu machen; wir sind gezwungen in die Ehe getreten. Ich, weil ich mich als Erbe von Grünhalde von jeher betrachtet habe und mir den Bissen nicht vor der Nase wegknappen lassen wollte, — du, aus mir ziemlich unverständlichen, aber mich auch wenig interessierenden Gründen.“

„Ehard,“ hauchte Adlene, „ich liebe dich!“

Ehard stieß ein beleidigendes höhnisches Lachen aus, erwiderte aber nichts darauf.

„Diese Fahrt ist ja eine recht erbauliche,“ sagte Adlene spitz. „Du sagst mir Sotissen.“

„Bitte, ich sagte dir nur, daß ich dich nicht liebe, und gib dich keinen Illusionen hin, dich niemals lieben werde. Zwischen uns steht der Zwang, der grausame Zwang. Liebe läßt sich nicht erzwingen. Doch genug davon. Du trägst nach wie vor den Namen Leuen und ich erwarte von dir, als mein angetrautes Weib, daß du während meiner Abwesenheit diesem Namen keine Schande machst. Ich erinnere dich auch daran, daß ich der Herr von Grünhalde bin, unumschränkter Herr, der laut Kontrakt die Macht hat, eigenmächtig Änderungen im Personalwechsel vorzunehmen. So lange mein Onkel lebt, bleibt Herr Brand selbstverständlich auf dem Posten, auf den mein Onkel ihn gestellt. Für den Fall seines Ablebens werde ich notariell in Berlin meine Verfügungen treffen.“

„Erlaube,“ fiel Adlene ihrem Gatten heftig in die Rede, „so viel ich weiß, bleibt Onkel Brand noch für die Dauer von zehn Jahren als oberster Leiter auf Grünhalde.“

„Das war bestimmt, mein Kind,“ sagte Ehard von oben herab, „so lange kein Kontrakt gemacht wurde. Heute morgen ist ein regelrechter Kontrakt zustande gekommen, der mich als Herrn und Erben von Grünhalde einsetzt, der nach eigenem freien Ermessen schalten und walten kann.“

„Und ich?“ Ablene warf den Kopf stolz in den Nacken. „Du bist meine Frau, hast dich insolgedessen meinen Anordnungen zu fügen. Nach des Onkels Ableben tritt hier ein gewisser Kulgatz in die Stelle des Herrn Brand, der Vater eines meiner Kameraden, der durch Unglücksfälle um sein Hab und Gut gekommen ist. Der wird mit unserem alten Verwalter Joachim mir mein Gut verwalten, bis ich wiederkomme. Für den Fall meines Todes werde ich noch meine Bestimmungen treffen.“

Ablene saß wie zu einer Salzsäule erstarrt.

Man mußte diesen Morgen Onkel Leuen wahrlich dumm geredet haben, und sicher war Justizrat Jürgens auf des jungen Erben Seite gewesen.

Ihre lieben Brands aber, ohne die sie nicht leben konnte, die ein Teil ihres Seins waren, die sollten einem Anderen das Feld räumen.

Ließ sich denn nichts daran ändern? Hatte der alte blöde Mann sich denn ganz seines Rechtes begeben?

Es war ein Glück, daß der Bahnhof erreicht war, es hätte eine böse Szene gegeben, Ablene war nicht gewohnt, so nebenher behandelt zu werden. Bisher war sie Hauptperson gewesen.

Aber laß nur, laß nur. Man sollte sie schon kennen lernen. Und er sollte schon zahm werden.

Als sie neben ihrem Gatten auf dem Perron auf- und abschrift, die Ankunft des Zuges zu erwarten, überkam sie noch einmal eine heiße Sehnsucht nach Liebe. Wie ein stolzer Recke schritt er da neben ihr her. Stolz und vornehm und ach, so unbeugsam.

Ein großes Weh schlich in ihre kalte Seele.

Sie liebte diesen Mann und er gehörte doch ihr.

Leise schob sie ihren Arm in den seinen.

„Alles geschieht, wie du es wünschst, Ehard. Aber geh nicht so kalt, so ohne ein liebes Wort von mir,“ bat sie.

Er blickte sie höhnvoll, kalt, ja grausam an.

„Hattest du Mitleid mit mir, du intrigantes Weib?“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Du hast dein Ziel erreicht, daran laß dir genügen.“

Der Zug kroch langsam heran.

Er bezwang sich, da aller Augen auf sie gerichtet waren, und zog ihre Hand an seine Lippen, so oberflächlich, daß Ablene nicht die Berührung fühlte.

Langsam saugte die Maschine davon.

Ehard lehnte sich in die Ecke seines Abteils und schloß die Augen.

Da gaukelten allerlei Bilder vor seinem Geiste vorüber, Bilder, die er nicht sehen wollte, nicht sehen durfte.

Er riß gewaltsam die Lider auf und fühlte schmerzhaft die blutende Wunde seines Herzens.

Nicht daran denken. Mutig vorwärts, hinaus in den Kampf, — dem Feinde entgegen, der dem armen verratenen Vaterlande schwere blutende Wunden schlug.

## 4.

Die Urlaubszeit war abgelaufen, Ehard begab sich in seine Garnison, wohin die Reservisten aus allen Gegenden Deutschlands zusammen kamen, um kriegs- und marschbereit am Gehnten in das feindliche Gebiet befördert zu werden.

So viel neue und starke Eindrücke drangen auf ihn ein, daß es ihm vorkam, als lägen die letzten persönlichen Angelegenheiten Jahre zurück. Trotzdem hatte er auch in diesen persönlichen Angelegenheiten noch manche Anordnung zu treffen. Er mußte beruhigt hinausziehen können, daß nicht irgend ein Versäumnis ihm das Herz belastete.

Er machte im Falle des Todes sein Testament, welches Toni Rohrbein ein Kapital von 50 000 Mark sicherte; seine Gattin als Erbin von Grünhalde zwar einsetzte, doch nur solange als sie den Namen Leuen führte. Im Falle ihrer Wiederverheiratung wurde ihr ein Pflichtteil ausgelegt, das Gut aber sollte verkauft werden und der Erlös arbeitsunfähigen, zu Krüppeln gewordenen Kriegern zufallen.

Bevor er auszog, schrieb er einen Brief an die Pastorin Rohrbein, danke ihr für alle Liebe, die er in ihrem Heim gefunden und bat sie, ihn in gutem Andenken zu behalten.

Es lag eine Karte bei, auf welcher nur die Worte standen: „Madonna, wo ich auch sein mag, Dein Bild wird mich überall umschweben. Bis zum letzten Atemzuge gedanke ich Deiner.“ Ehard.

Er stellte der Pastorin anheim, die Karte seiner heißgeliebten Toni zu übergeben oder sie zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Achtzehnjährige.

Von Adolf Starl (Marienbad).

Unter einem Bahndamm lagen die Reservisten, unter ihnen Fritz, der Achtzehnjährige. Eigentlich sah er noch jünger aus mit der schmalen, fast mädchenhaft zarten Gestalt und dem glatten Gesicht, in welchem sich selbst jetzt, nach Wochen des Frontlebens, wo alle die anderen mit ihren verwilderten Werten schon ausfahen wie der Oger im Märchen, keine Spur von Bartwuchs zeigte. Doppelt zart und knabenhaft sah er aus unter all den alten Landsturmmännern, aus welchen die Kompagnie zumeist bestand. Sie riefen ihn nicht anders als „Bubi“. Aber er, der gegen Spott sonst so empfindlich war, empfand instinktiv, daß in dieser Benennung eher etwas Zärtliches lag und ließ sie sich schweigend gefallen.

Nicht so einverstanden war er mit der Sorgfalt, mit welcher sie ihn umgaben. Wenn alle im Regen lagen, für Bubi wußten die anderen immer ein gesichertes Plätzchen zu finden, wo es trocken und möglichst warm war; blieb der Train und die Fahrküche einmal aus, daß man für zwei, drei Tage den Gurt fester anziehen mußte, um den hungernden Magen zu beschäftigen, Bubi schwelgte selbst da im Überfluß. Denn von allen Seiten wurde ihm heimlich etwas zugesteckt: da ein Stück Schokolade, dort ein Restchen Wurst und Brot, und er mußte es nehmen, wollte er nicht den Geber tödlich beleidigen.

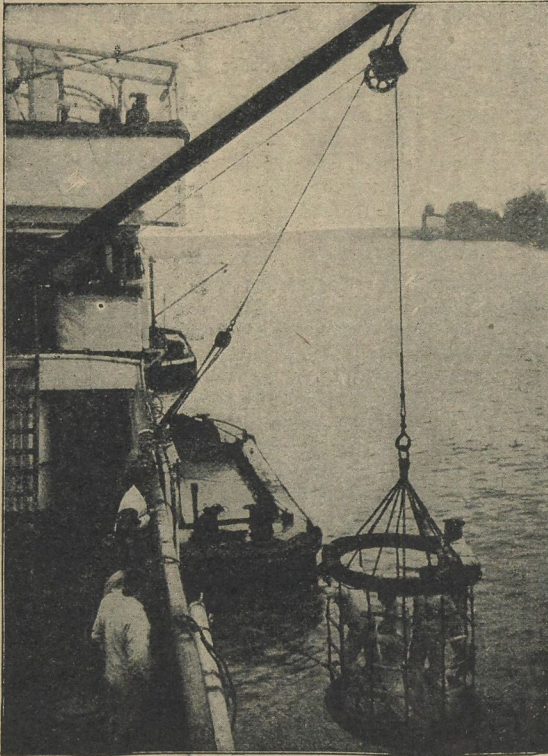
Bubi lebte ein Traumleben, ohne recht zum Bewußtsein

der Wirklichkeit zu kommen. Wie er so dalag auf dem jungen, frischen Grün, das Gewehr im Arme, und hinaufblickte in das Blau des Himmels, wo unbekümmert um den Krieg, welchen das törichte Menschengeschlecht führte, eine Lerche ihr Lied trillerte, glaubte er jeden Augenblick: Das kann ja gar nicht sein, gleich werde ich wieder erwachen und in der Schulbank sitzen und Professor Ullrich vor mir stehen und mich über die Brillenränder hinüber höhnisch anblinzeln und mit seiner freischwebenden Stimme sagen: „Wieder einmal nicht präpariert; sehen Sie sich, nicht genügend!“ Und dann kam ihm auf einmal das Bewußtsein der Wirklichkeit.

Wie in jähem Erschrecken ließ sich die Lerche in das Ackerfeld fallen und ihr trillerndes Lied brach plötzlich ab. Hoch oben in der Luft aber stand ein weißes Wölkchen, klein und zart, wie jene „unschuldigen Schäflein“, die an schönen Sommertagen nur deshalb am Himmel zu sehen scheinen, um das strahlende Blau besser hervorzuheben. Bubi wunderte sich; wo kam das Wölkchen her? Er starrte doch schon länger auf den Fleck und hatte es bestimmt vorhin nicht gesehen. Sein Schülchirn, gewohnt, die Erklärungen für alles aus der Fülle des Angelesenen zu entnehmen, suchte nach der Entstehungsgeschichte der Wolken überhaupt und als er erkannte, daß sein Wissen da eine bedenkliche Lücke aufwies, er-

schraf er darüber, gerade so, wie in der Schule, wenn ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er irgend etwas nicht wußte.

Auf einmal stand neben dem einen Wölkchen ein zweites



Rettingsapparat auf einem Lazarettsschiff des Norddeutschen Lloyd. Der Apparat dient dazu, Verwundete im Meere aufzufischen.

und dann wurden es auf einmal viele; hatte es jemand neben ihm gesagt oder wußte er es von selbst, aus jenem instinktiven Wissen heraus, das in großen Momenten den reinen Loren oft zum Wissenden macht? Genug, er wußte es plötzlich: das waren nicht Wolken, das waren Schrapnells, feindliche Schrapnells, die, er wußte nicht woher, kamen.

Das erste Gefühl war das des Erstaunens, fast der Enttäuschung. Schrapnell, der Name schon klang so hart und grausam und jetzt diese unschuldigen Schäfchen!

„Sie schießen wieder einmal auf die Reserven, das Gefindel,“ hörte er eine Stimme zu seiner Rechten. „Das machen sie immer so.“

„Von mir aus.“ Das war der Lorenz, der so sprach. Fritz erkannte ihn an der Stimme. Er richtete sich empor, stützte sich auf die Ellbogen und sah hinüber. Da lag der Lorenz, phlegmatisch und faul wie immer und neben ihm der andere Sprecher, der Lehrer Meyer. Den nervösen schwarzhäarigen Leutnant aber, der im Zivil Teilhaber des väterlichen Geschäftes war und von dem man erzählte, daß er Millionen besaß oder wenigstens dereinst erben werde, duldet er nicht mehr. Er sprang auf, blickte hinüber zur Front und dann wieder zum Himmel hinauf mit den kleinen Schrapnellwölkchen und wandte sich dann plötzlich zu dem Lehrer.

„Wie können Sie solchen Unsinn reden?“ Er schrie beinahe und schien sehr entrüstet. „Schießen auf die Reserven: Unsinn; sie bestreichen den Raum, um die Zufuhr von Menage und Munition zu erschweren, besonders von Munition. Deshalb schießen sie über die Schützengräben hinaus. Habe ich nicht recht, Lorenz?“

„Von mir aus.“ Der Gefragte nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte aus und rauchte weiter, während die beiden andern sich in eine eifrige Debatte einließen, als gäbe es nichts Wichtigeres, wie die Frage nach dem Grunde des Auftauchens der weißen Wölkchen so weit hinter der Front.

Immer näher kamen sie und näher; plötzlich schrie der Lorenz zornig auf: „Kreuzhimmeldonnerwetter!“ Bubi sah hin; für einen Moment stockte ihm der Atem und er fühlte, wie sich eine Zentnerlast ihm aufs Herz legte. Er konnte den Blick nicht abwenden von dem Gesicht, über welches es in roten Tropfen herabbrann. Das erste Blut!

Da war auch schon der Leutnant und beugte sich über den Mann. Im nächsten Augenblick stand der Lorenz aber wieder auf seinen Füßen, ordentlich stramm stand er da und wuschte mit der Hand über den Schädel, daß sie blutig wurde und das ganze Gesicht beschmiert war, was zugleich schauerlich und komisch aussah.

„Melde gehorsamst, Herr Leutnant, es ist nicht der Rede wert. Nur ein Kraker. Aber das Lumpensindel hat mir die Pfeife ruiniert mit der verdammten Schieberei.“ Ordentlich wütend war der sonst so phlegmatische Mensch.

Die andern lachten und schließlich lachte der Lorenz mit. Am hellsten und lautesten aber lachte Bubi, dessen klare Knabenstimme aus dem Haß der anderen hervorklang wie ein Silberglöckchen zwischen dumpfen Kirchenglocken. So leicht und wohl war ihm plötzlich ums Herz, der Druck war oerschwunden und beinahe triumphierend blickte er zu den weißen Wölkchen empor. Ah bah, ihr da droben. Was könnt ihr? Pfeifen zerbrechen und höchstens Löcher in den Schädel schlagen, wie wir Buben mit den Kieselsteinen. Ist das alles? Und davor soll man sich fürchten? Lächerlich, höchstens spaßhaft ist das Ganze.“

Und der Druck auf der Brust kam auch dann nicht wieder.

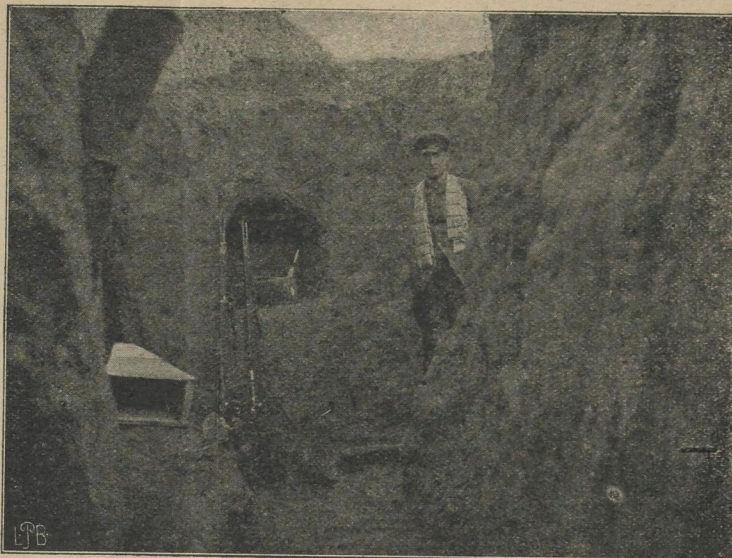


Eine neue Erfindung bei der französischen Armee.

Ein Infanterist benutzt ein im vordersten Schützengraben aufgestelltes Gewehr, welches mit einem als Periskop dienenden Apparat versehen ist.



als die Reserven vorgerückt waren und er im Schützengraben kniete und schuß, und rechts und links neben sich Stöhnen und manchmal unterdrücktes Jammern hörte und die Männer mit den weißen, mit rotem Kreuz geschmückten Armbinden hehutsam und schweigend mitten unter den Schützen ihres Dienstes walteten. Der quecksilberne Levisohn war einer der ersten, den es erwischte. Er konnte nicht ruhig liegen und als er im Eifer des Gefechts einmal auffrang, erwischte ihn eine Kugel. Aber eine Stunde später war er wieder da, das Gesicht verbunden, wie einer, der Zahnschmerzen hat, denn die Kugel war ihm zum Munde hineingegangen, hatte zwei Zähne mitgenommen und die Backe durchbohrt. Aber deswegen ins Spital, gleich am ersten Kampstage? Der kleine schwarze Kerl grinste. „Der eine Zahn war ohnehin schon schadhast. Und wenn ich nach Hause komme, lasse ich mir ein paar goldene machen. Ich kann mir's bieten.“ Selbst im Schützen-

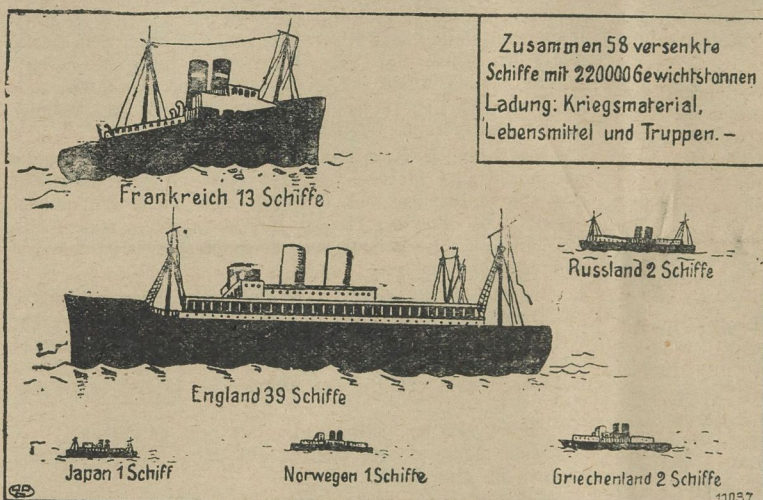


Leipziger Presse-Büro.

Einer der mit besonderer Sorgfalt ausgestatteten Schützengräben in der Gegend von Souchez.

Hier sind unsere Stellungen besonders tief und fest.

nach einer halben Stunde mit einer funkelneuen schönen Peise wieder, die er glücklich im einzigen Laden aufgetrieben hatte. Zehn Gulden hatte sich der Krämer in Ausnützung der Konjunktur zahlen lassen. „Aber was tut's, ich hab's ja.“ Und Lorenz, der im Schützenfeuer so ruhig gelegen, war förmlich aufgeregter über den Besitz eines so kostbaren Stückes und schwur, alle Russen zu erwürgen, wenn sie ihm nochmals die Peise ruinieren sollten. Bubi aber schlief mit roten Backen und lächelte im Schlafe.

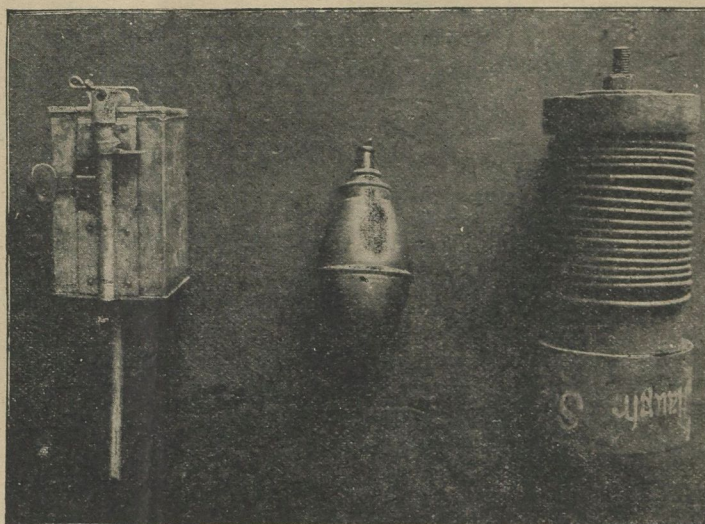


**Statistik: U-Bootsfolge im Mittelmeer.**

Welche erfolgreiche Tätigkeit unsere U-Boote im Mittelmeer entfalten, davon geben die amtlichen Berichte der beiden Monate Oktober und November ein beredtes Zeugnis. Danach sind in diesem Zeitraum, abgesehen von Kriegsfahrzeugen, nicht weniger als 58 feindliche Transportdampfer mit 220 000 Gewichtstonnen versenkt worden.

graben konnte er ein bißchen trocken nicht lassen, aber es nahm's ihm keiner übel. War doch ein ganzer Kerl! Der Lehrer nahm sein feldgraues Halstuch und band es Levisohn trotz des Sträubens um das Gesicht, damit der Verband in seinem Weiß keine Zielscheibe für den Feind bilde und Bubi tat das gleiche mit Lorenz, den keine zehn Pferde auf den Verbandplatz gebracht hätten „wegen so an Schmarn“, und der es nur widerwillig geduldet hatte, daß ihn ein Sanitäter im Schützengraben verband.

Am Abend wurden sie abgelöst und bezogen Quartier im Dorfe, richtiges Quartier mit einem Dach über dem Kopfe und Stroh auf den Dielen. „Wie die Fürsten,“ sagte der Lehrer. Levisohn war fortgeschlichen und kam



Neue Siegesbeute im Berliner Zeughaus.

Von links nach rechts: Russische Handgranate, französische Stinkbombe und französische leichte Wurfmine.



## Die Engländerin.

Skizze von Hanna Buisenius (Hamburg.)

Sine stattliche ältere Dame war sie, mit klugem, sympathischem Gesicht, das warm und lebendig unter dem grauen lockigen Scheitel leuchtete. In den dunklen Augen wohnten Herzengüte und Humor, und um den Mund spielten tausend Schelme und machten sein Lächeln zu einem erfreuenden und erwärmenden Anblick. — Viele Jahre schon lebte sie in der alten Handelsstadt an der Wasserfronte, und trotzdem war ihr Deutsch nur mangelhaft. Denn ihr Beruf verlangte, daß sie stets Englisch sprach. Sie war Sprachlehrerin, erteilte den englischen Unterricht an verschiedenen Privatschulen und hatte außerdem einen großen Kreis von Einzelschülern, denn bei den zahlreichen Handelsverbindungen mit dem Inlande wurde in dieser Hansestadt die englische Sprache sehr gepflegt. Ihr anziehendes Wesen erleichterte ihr den sonst so dornenvollen Beruf einer Privatlehrerin ungemein. Berehrt und hochgeschätzt ward sie überall, ihr Freundeskreis vergrößerte sich allmählich so, daß von Einsamkeit und Fremdheit keine Rede mehr war, und ihre Einnahmen gestatteten ihr einen behaglichen Lebenszukunft.

Vor deutschem Wesen hatte sie die größte Achtung, ja Ehrfurcht. Sprach sie auch wenig und mangelhaft deutsch, so las sie doch die gediegensten Zeitschriften wissenschaftlichen und religiösen Inhalts und bildete sich ein durchaus selbstständiges Urteil darüber.

Dennoch war sie fabelhaft stolz auf ihre Zugehörigkeit zur englischen Nation. Einfach unnachahmlich war es, wenn sie bei Gelegenheit mit unbeschreiblichem Britenstolz sagte: „I am english!“ und dabei der stets stolz getragene schöne Kopf eine noch königlichere Haltung bekam und die dunklen Augen mit wahrem Herrscherblick über ein unsichtbares Reich hinblitzten.

Dreißig Jahre etwa hatte sie ihre nutzbringende und befriedigende Tätigkeit ausgeübt und fühlte sich vollständig heimisch in ihrer deutschen Umgebung. Da eröffnete ihr eines Tages ein einflußreicher Gönner die Möglichkeit, daß sie einen Platz in einem angesehenen Damenstift erhalten könnte; dadurch würde sie bei aller persönlichen Freiheit einen durchaus gesicherten, sorgenfreien, behaglichen Lebensabend haben. Sie war übergelüchelt und gestand, daß sie sich über ihr Alter häufig Sorgen gemacht habe, denn ihre Einnahmen hätten zu genügenden Rücklagen nicht gereicht. Bei der näheren Bepfropfung bemerkte ihr Gönner ganz beiläufig und selbstverständlich:

„Natürlich müssen Sie erst die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben, das ist eine unerläßliche Bedingung.“

Raum waren diese Worte gefallen, so machte sie eine Handbewegung, die alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden schien, und sagte kurz, stolz und bündig:

„Never. I am english.“ — Punktum. —

Niemand wagte wieder, ihr einen ähnlichen Vorschlag zu machen. Sie aber schränkte ganz sichtbar ihren Lebenszukunft ein, um ihre Ersparnisse zu vermehren.

Nun brach der Krieg aus!

Miß Heath saß mit tiefstem Gesicht in ihrem Zimmer und verglich ihre englischen und deutschen Zeitungen. Die maßlosen Anschuldigungen beider Parteien machten ihr keinerlei Eindruck, sie entschuldigte sie als sehr begreiflich, tat sie aber als überflüssiges Rankenwerk zur Seite und schälte den Kern der Dinge heraus. Ihr Gesicht ward immer finsterner.

Ohne jede Beeinflussung von außen stellten Urteil, Gefühl und Neigung sie auf die deutsche Seite.

Bald mußte die englische Zeitung ihr Erscheinen auf deutschem Boden aufgeben. Sofort setzte sie sich mit einer in Holland wohnenden verheirateten Bekannten in Verbindung,

und nach kurzer Unterbrechung erhielt sie das Blatt wieder regelmäßig.

Ihre Umgebung benahm sich ungemein taktvoll. Niemand sprach mit ihr über den Krieg, jeder unterdrückte in ihrer Gegenwart den bitteren Haß gegen das Volk, das uns so Unfähiges angetan hat. Aber sie litt, schweigend, tief, schmerzlich und bohrend.

Sie verlor keinen einzigen Schüler in dieser Zeit. Die wirtschaftliche Lage gerade dieser Stadt wurde durch den besonders lebhaften Disteehandel eher besser als schlechter, so daß sich eine allgemeine Einschränkung nicht notwendig erwies. Und ihre Schüler kamen treulich zu ihr, schon aus Anhänglichkeit und Rücksicht auf ihre unsichere Lage. Dennoch ward ihre Haltung ganz allmählich weniger stolz, die schönen Augen blühten nicht mehr so beherrschend und kühn, sondern schienen oft eine ängstliche Frage auszusprechen. Wie kam es nur, daß sie nach der Seeschlacht bei Coronel so froh und glücklich lächelte, bei der Nachricht aber von der Vernichtung des Speeschen Geschwaders sich still in ihr Zimmer einschloß und weinte? — — —

Langsam pflegten die Engländer in Deutschland der aufgezogenen Ruhe in Ruheleben. Nun wurden auch die Engländerinnen aus dieser Küstenstadt ausgewiesen. Miß Heath stoßte der Atem vor Schrecken. Wohin sollte sie gehen? Altend, fremd, allein in Feindesland, ohne Verwandte und Freunde mehr in ihrer ursprünglichen Heimat? Da trat wieder der einflußreiche Freund in ihr Zimmer.

„Beunruhigen Sie sich in keiner Weise. Sie können ganz unbelästigt hier bleiben. Hier ist Ihre Befreiung, daß Sie aus schwerwiegenden Gründen von dieser Maßnahme befreit sind. Nur der kleinen Unbequemlichkeit müssen Sie sich nach wie vor unterziehen, jeden Morgen beim Polizeiamt vorzusprechen.“ —

Sie reichte ihm wortlos die Hand, ihr Auge schimmerte feucht vor Bewegung. Wie sehr hatte man ihr alles erleichtert! Das Polizeiamt war in ihrer nächsten Nähe. Waren auch noch so viele Leute da, nie brauchte sie eine Sekunde zu warten. Raum erblickte der Beamte sie, so rief er freundlich:

„Guten Morgen, Miß Heath, wie geht es Ihnen?“

Schon machte er ein Zeichen auf seiner Liste, nickte ihr zu, und sie ging weiter. —

Eines Morgens aber hatte sich dieser Beamte, der schon tagelang stark erkältet war, durch einen Herrn vertreten lassen, der sie nicht kannte. Nun ging alles gründlich und ordnungsgemäß zu. Sie mußte eine Weile warten, bis sie an die Reihe kam. Dann trat sie an seinen Tisch, er verneigte sich sitzend ein wenig, wies ihr einen Stuhl an und ließ seine klaren grauen Augen prüfend über sie hingleiten.

„Ihr Name?“

„Catherine Heath.“

„Ihre Nationalität?“

Einen Augenblick sträute sie; dann senkte sie den Kopf ein wenig und sagte leise, aber vollkommen deutlich:

„Englisch. Ich schäme mich — —“

Erstaunt betrachtete er sie.

„Aber wenn Sie so denken, warum werden Sie dann nicht Deutsche? Jetzt geht es wohl nicht, aber nach dem Kriege?“

Da schüttelte sie traurig den Kopf, und aus ihren Worten klang wieder Stolz, aber es war nicht mehr der hochmütige Britenstolz, sondern der einer vornehm denkenden Persönlichkeit:

„Ich habe es abgelehnt, als es England gut ging, ich kann es nun nicht tun, wo es England vielleicht schlecht gehen wird. Ich muß es mein ganzes Leben tragen, Engländerin zu sein. Aber ich schäme mich.“

Hat dir ein Stoß von ungefährt  
Dein Kartenhaus zerrüttet;  
Gott sei gedankt, es war nicht schwer,  
Es hat dich nicht verschüttet.

# Fürs Haus.

Und steht dir neu zu bau'n der Sinn?  
Da sind die alten Karten;  
Es stecken noch viel Häuser drin,  
Die nur des Bauern warten.

### Abgesang.

Die goldenen Blätter längst gefallen,  
Der Sommer entschwamm wie ein  
trauriger Schwan.  
Die grauen Nebel brodeln und wallen  
In Tälern und Tiefen und machen aus allen  
Farben und Düften traumweiten Bahn.

Die Winde stoßen mit frostharten Händen  
An Fenster und Türen, die Gram umdroscht.  
Der Himmel zukt von fernem Bränden,  
Von Flammen, die keine Wärme spenden,  
In einem salben, dumpfen Rot.

Und hinter nächtlichen Türen schließen  
Kinder die Hände zu stummem Gebet;  
Frauen beugen sich tief auf die Hüften,  
Frommen Gesichter . . . Gedanken grüßen  
Den, der kämpfend im Felde steht.

Es kommen nun die grauen Tage,  
Darin kein Lichter Funke kreist —  
Doch ferne ragt, verhüllt und zage,  
Wie eine schöne fremde Sage,  
Der Frühling, der da Friede heißt.

Erich K. Schmidt.

Aus dem ersten Jahrgange des von Freiherrn v. Grotthuß herausgegebenen „Färners“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

### Billige Heringsgerichte für die Kriegszeit.

Welche Hausfrau wäre nicht in der jetzigen Kriegszeit von dem Wunsche befeelt, nicht bloß nahrhafte und wohlschmeckende, sondern zugleich auch wohlfeile Gerichte auf den täglichen Tisch zu bringen!

Mehr oder weniger der Vergessenheit anheimgefallene und unbedientermaßen ins Hintertreffen geratene Speisen werden darum jetzt ganz gern wieder hervorgeholt und zu Ehren gebracht, und finden auch bei der heutigen Generation Anklang. Zu den mit Unrecht in vielen Haushaltungen stiefmütterlich behandelten Gerichten gehört auch das Heer der Heringspeisen, die sowohl in warmer, als auch in kalter Zubereitung viel Abwechslung in den Kriegspeisetzettel zu bringen vermögen, ohne den Geldbeutel besonders zu belasten.

Der Hering besitzt, wie das Fischfleisch überhaupt, sehr viel Eiweißgehalt, ist also als Ersatz für die Fleischnahrung wohl geeignet. Namentlich in Verbindung mit Kartoffeln lassen sich allerlei schmackhafte Gerichte herstellen.

Das sogenannte „Heringsgebädene“ ist zum Beispiel nicht so bekannt, wie es dieses schmackhafte und wohlfeile Gericht wohl verdient. Man benötigt hierzu  $\frac{1}{4}$  Pfund gewaschenen fetten oder durchwachsenen Speck, eine Untertasse geschnittener Zwiebeln, ungefähr 4 Pfund in der Schale gefochte, abgezogene und in Scheiben geschnittene Kartoffeln, zwei Salzheringe feingewiegt. Diese Zutaten werden lageweise in den Kochtopf geschichtet, etwas Milch und Wasser, worin, wenn man es daran wenden will, ein Ei verrührt, daran gegossen und das Ganze so lange im Dampfbad gebacken, bis Speck und Zwiebeln gar und die oberste Schicht hellbräunlich ist. Sättiger wird das Gericht, wenn auf die Kartoffellage etwas Fett getan wird, wie es denn auch jede Hausfrau nach Beschaffenheit ihres Geldbeutels in der Hand hat, die Menge der einzelnen Zutaten zu vermehren, obgleich dies eine nicht unbedeutende Mehrausgabe ist.

Gibt man nebenbei noch irgend ein Kompott oder einen Salat, aus Sellerie oder roten Rüben, Salzgurken oder ähnliches, so wird man dem „Heringsgebädene“ desto mehr Geschmack abgewinnen. Hierzu lassen sich übriggebliebene Kartoffeln gut verwenden.

Auch folgendes Gericht wird Beifall finden: In Fett werden feingehackte Zwiebeln gar gebraten, etwas Mehl hinzugesiegt, Milch oder Wasser dazugerührt, etwas Zitronensaft und Lorbeerblatt, kleine runde Kartoffeln, die vorher gefocht und geschält sind, daringeschwenkt, und feingewiegener Hering hinzugesiegt. Ein gut gewässertes, dann in Mehl oder Zwiebeln gewälkter und in Butter oder Fett gebratener Hering bildet zu Kartoffelsalat oder zu Gemüse eine schmackhafte Beilage, Prinzkartoffeln genannt.

Die frischen, sogenannten grünen Heringe, die ja Bismarcks Lieblingsgericht gewesen sein sollen, bilden ihres meist sehr billigen Preises wegen, ebenso wie ihr gezälener Bruder zubereitet, ein köstliches Fischgericht, das als Mittagessen vollwertig ist. übriggebliebene gebratene Fische werden mit verdünntem Zitronensaft begossen, unter Hinzufügung von Zwiebeln und Lorbeerblättern, bilden dann wieder eine angenehme Zugabe zum Abendrot.

Die verschiedenen Arten, den Hering zu marinieren, sind wohl zu bekannt, um sie hier noch zu erwähnen. In folgender vereinfachter Zusammenstellung ist Heringsalat für eine vielföpfige Familie, oder auch zu Besuchsweden für 12 Personen gar nicht teuer und dennoch wohlschmeckend und reichlich: Acht Pfund Kartoffeln, fünf Salzheringe, vier mittelgroße Salzgurken, alles in Würfel geschnittene rote Rüben erbsenförmig, geriebener Zwiebel und mit Zucker gut vermengt. Auch zwei Pfund Äpfel gehören zwar hinein, können aber, wo auf Billigkeit gesehen wird, unbeschadet des Geschmacks fortgelassen werden. Wir leben ja in Kriegszeit. Durch Zusatz von gefochten, und Würfeln geschnittenen roten Rüben erhöht der Salat eine schöne rote Farbe und erhöht die Nährhaftigkeit. Es können gern zwei Pfund rote Rüben sein und statt dessen entsprechend weniger Kartoffeln. Die roten Rüben sind meistens preiswert zu haben. Man vergesse aber nicht, daß dieser Salat viel Feuchtigkeit verlangt wegen der reichlichen Kartoffelmenge, daß man selbst dem notwendigen Zitronensaft also ein bis zwei Tassen Wasser hinzusetzen muß, oder gar noch mehr. Durch den Zudersatz erhält der Salat einen angenehmen süßäuerlichen Geschmack. Am Tage vor dem Gebrauch zubereitet, gewinnt der Salat sehr.

Ein billiger Belag für das Butterbrot ist Heringsmilch und Kogel, man erhält in Fischräucherereien bereits für 10 Pfa. eine ansehnliche Portion. Gewiß wird mancher einwenden, daß Heringspeisen nicht jedermanns Geschmack sind. Es sei aber sicher, daß sie bei sorgfältiger Zubereitung bald manchen Anhänger gewinnen werden, zumal sie die treffliche Eigenschaft besitzen, daß man mit wenig Mitteln zu einer reichlichen, wohlschmeckenden und nahrhaften Kost gelangt, was in jetziger Zeit gewiß nicht zu unterschätzen ist. — Der Hering als „Katerfrühstück“ kommt in der jetzigen ersten Zeit weniger in Frage.

### Für die Küche.

**Zweierleisuppe.** 45 Gramm Reis und 45 Gramm Gerste werden gewaschen, mit wenig kaltem Wasser und 30 Gramm feingehacktem Speck etwas Salz aufgestellt und 2 bis 3 Stunden langsam gefocht. Nach und nach gibt man so viel als möglich heißes Wasser zu.

Geräucherter Würste müssen zwar nach vollzogener Räucherung der Luft ausgekehrt werden, doch soll dies immer in einem vor Geschmeiß durch Drahtfenster geschützten Ort geschehen. Werden die Dauerwürste der Luft zu lange ausgekehrt, so verlieren sie an Wohlgeschmack und werden holzig.

**Wasserroße.** (Schmud für Heringsalat.) Man fülle eine Schüssel mit Heringsalat, nehme ein gefochtes, hartes Ei, stelle es in die Mitte des Salats so hinein, daß es zur Hälfte herausschaut, schneide nun viermal hinein, so daß acht Teile entstehen, lege diese acht weißen Teile des Eies vorsichtig zurück und zerstücke mit dem Messer das herbor-schauende Gelbe; nun lege man hinter jeden weißen Teil eine grüne Gurkenscheibe und garniere den übrigen Salat nach Belieben.

### Haushauswirtschaft.

**Fenstercheiben von Eisfarben zu reinigen.** Um Spritzflecken von Eisfarben zu entfernen, welche beim Streichen einer Fassade usw. an den Fenstercheiben entstanden und bereits aufgetrocknet sind, genügen Terpentin und Soda nicht. Zu empfehlen ist hierbei Seife, namentlich werden alle Eisfarben durch sogenannte Schmierseife, welche man darauf streicht und mehrere Stunden stehen läßt, aufgelöst. Man wendet dieses Mittel auch mit Vorteil an, um Pinsel, welche in Eisfarbe hart geworden, aufzuweichen, worauf man sie rein ausspülen muß. Die Anwendung anderer scharfer oder ätzender Mittel, wie Pottasche und Kalz, ist bei Glas nicht ratsam, weil dasselbe dadurch leicht blind wird.

**Filigranarbeiten zu reinigen.** Da man Filigranarbeiten nicht mit Bispomad und Pulver blank putzen kann, so reinigt man diese Sachen durch Kochen in Seifenwasser mit etwas Salmiageist vermischt. Oder man legt die Filigrangegegenstände in Salmiageist, schlägt sie dann leicht aus und legt sie zum Abtrocknen auf eine warme Stelle. Sobald sie trocken sind, bürstet man sie mit einer weichen Bürste und Bispulver, bestehend aus feiner Krebde, aus.

### Erprobtes.

**Ritt zur Befestigung von Messingteilen auf Glas oder Majolika** (wie dies bei Lampen so häufig vorkommt), welcher der Einwirkung des Petroleums widersteht, wird auf folgende Weise hergestellt: 7,5 Prozent Äthnaton, 3 Prozent Wasser und 22,5 Prozent Kolophonium gänzlich gelöst ist. Hierzu werden 33 Prozent Gips zugelegt und sorgfältig untereinander gerührt. Der Kitt verhärtet nach 30 bis 40 Minuten.

**Gebrauchte Korke** lassen sich auf folgende Weise gut reinigen: Die Korke werden in ein Faß gebracht und über sie kochendes, fünf Prozent Schwefelsäure enthaltendes Wasser gegossen, daß sie bedeckt sind. Ein durchlöcherter, in das Faß hineingehender Deckel wird sodann auf die Korke gelegt und dieselben in dieser Lösung täglich eine Viertelstunde lang belassen. Darauf wird die Flüssigkeit abgegossen, mit reinem Wasser nachgespült und das Korkenquantum in eine Naunlösung (0,2 Prozent) gebracht, in der sie eine halbe Stunde zu liegen haben. Hierauf werden sie mehrere Male in reinem Wasser sorgfältig abgewaschen und dann in der Sonne getrocknet. In zwei Tagen sind sie auf diese Weise wieder gebrauchsfähig.

**Um Messingwaren eine schöne, goldgelbe Färbung** zu verleihen, tauche man sie, nachdem sie zuvor vollkommen blank poliert sind, einige Augenblicke lang in eine verdünnte Lösung von neutralem, essigsaurem Kupferoxyd, sodann sind sie gut abzuspülen.





Feierliches Grabgeleit gefallener deutscher Offiziere durch ihr Regiment.

Leipziger Presse-Büro.

## Rätsellecke.

Suchbild.



Wo ist Lohengrins Schwan?

Bisitenartenrätsel.

E. Hellcreft

Wien.

Welchen Beruf hat dieser Mann?

Rätsel.

Charadenforscher, was bin ich?  
 Von oben an zergliedre mich,  
 Was ich Dir ohne Kopf kann weihen,  
 Das wirst Du nicht an Deinen Speisen,  
 Auch nicht an Kunst und Sitten preisen. —  
 Du nennst meinen Unterteil,  
 Wenn Du Dich wunderst, — aber Heil,  
 Dir, wenn Du, was ich ganz Dir sage,  
 Stets bist, dann drückt Dich keine Plage.

Gleichlangrätsel.

Wirfst du es in's Wasser,  
 So sinkt es schwer hinunter,  
 Doch ist es im Wasser geboren,  
 Dann schwimmt's darin ganz munter.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Silberrätsel.

Urwald, Riemen, Tatra, Erpel, Rang, Süden, Erbsen, Enver, Venü,  
 Olaf, Dreht, Themie, Cap.

Unterseeboot. — Pest für England.

Rätsel. Rechenschaft.

Zweijilberätsel. Schwarzburg.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Geellsch. m. b. H.  
 Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

